

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 117 — Bromberg, den 23. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwei schwere Gestalten flogen neben ihm auf das holperige Pflaster. Stöhnend richtete sich die eine auf. Die Tür der Kneipe knallte hinter ihnen zu. Karl Bang erhob sich ganz vom Boden. „Dunnerkiel — diesmal wär's beinahe schief gegangen." Hein war bewußtlos. Sie hoben ihn auf, faßten ihn unter die Arme und schleppten ihn fort.

Nach einigen Schritten öffnete er die Augen, raffte sich zusammen. „Mir is nix passiert", sagte er lakonisch.

Unter einer Laterne musterten sie sich gegenseitig. Alle drei hatten schwere Schrammen, aber die Dunkelheit im Saal hatte verhindert, daß man sie ernstlich verwundete.

„Nie wieder nach Harlem in eine Negerkneipe" murmelte Hein, während Karl Bank Fietje sein Taschentuch um den Kopf band, um das Blut zu stillen, das aus einer Wunde, die er sich beim Einschlagen der Tür zugezogen, sickerte. Verstört trotteten sie die Straße weiter, nur von dem Wunsch beseelt, aus dieser Gegend herauszukommen.

Die Kameraden würden sie auslachen, wenn sie in diesem Zustand an Bord kamen. Ausgerechnet sie, die drei schneidigsten Jungens, die immer um ihre Abenteuer beneidet wurden.

Wie eine Maschine plötzlich Dampf gibt — begann Fietje Stuhr zu laufen. Schneller und schneller wurden seine Schritte. Hein und Karl hielten das Tempo mit, bis Fietjes Laufen ein ausgesprochenes Rennen wurde.

„Jung, Fietje — was hast du denn bloß? Töw doch man, wir kommen ja gar nicht mehr mit!"

Fietje Stuhr war nicht zu halten. Stoßweise rief er. „Menschenkinners, ich glaube, wir verdienen heute noch hunderttausend Dollar!" Er keuchte, und seine Beine zu immer schnelleren Bewegungen zwingend, bis sie wirbelten wie die Trommelstöcke, die über das Kalbfell springen, pustete er weiter.

„Da oben — — in der — Kammer — — ein junges Mädchen — schrie — Hilfe — Hilfe — und dieses Mädchen — — Jungens! wenn das — was wird — — dieses Mädchen — war das — vermißte Limonadengirl — — von dem sie heute den ganzen Tag — — durch die Straßen — schrien ... Ich hab doch Augen im Kopf — — ich hab doch gestern — erst so ne Pulle Limonade getrunken — — da war doch der Kopf auf dem Etikett — Jungens — — Jungens — —"

Ehe die beiden wußten, was geschah, hatte Fietje Stuhr sich in ein Auto geschwungen, das nun, da sie in belebtere Straßen gekommen, an ihnen vorüberfuhr.

Fietje schrie dem Chauffeur eine Adresse zu. Der Wagen verschwand. „Schade, schade!" meinte Hein zu Karl Bang — „dem armen Fietje haben sie doch eins auf den Kopf gegeben. Der arme Junge hatte doch sonst 'nen vernünftigen Verstand."

Sie hakten sich unter und steuerten die nächste vertrauenerweckende Kneipe an, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen.

*

In dieser Nacht glich das Cliffordhaus dem Hauptquartier eines Feldheeres, dem ununterbrochen Nachrichten zuströmen, die auf Beantwortung warten. Die Sensation der Wahl war vorbei und der Sinn der Menge wandte sich mit neuem Eifer der Wiederauffindung von Gloria Smith zu.

Schwärme jugendlicher Menschen zogen die ganze Nacht umher und verübten dabei allerlei Unfug.

Kommissar Harris hatte die besten Detektive auf die Spur von Charles Rison gehetzt.

Es hatte sich herausgestellt, daß das junge Mädchen, das bei Pirelles Zofendienste versehen, ebenfalls verschwunden war. Harris folgerte, daß es in Verbindung mit Charles Rison gestanden und ihn über alle Vorgänge im Hause unterrichtet hatte. Die verschiedenen Razzias in der Bowery und anderen verdächtigen Vierteln brachten zwar eine Menge gesuchter Individuen auf die Polizeiwache, ohne etwas für den Fall Gloria Smith zutage zu fördern.

Es wurde klar, daß Rison mit ganz eigenen Mitteln gearbeitet haben mußte.

Lilo und Madame de Pirelle hatten den Dampfer genommen, der um Mittag den Hafen verlassen hatte. Da Reginald fest überzeugt war, daß weder die Großmutter noch Lilo an dem Verschwinden Glorias direkt beteiligt waren, hatte er Harris gebeten, von einer funkentelegraphischen Verhaftung abzusehen. Es konnte tatsächlich nur ein unglücklicher Zufall die Vermißte wieder herbeischaffen. Doch diese Hoffnung war gering.

Die ungeheure Ausdehnung von Newyork ermöglichte unlauteren Elementen immer und immer wieder, sich zu verbergen und ihre Opfer an unbekannten Stellen festzuhalten.

„Wenn sie nur noch lebt!" — Das war die quälende Sorge, die Reginald auf die Lippen trat, als er im Privatbureau zusammen mit Robertson auf neue Nachrichten wartete.

Es war eine klare und freundliche Sternennacht, in der die Himmelswelten wie gütige Augen Gottes in der samtnen Kuppel leuchteten.

Robertson saß am geöffneten Fenster. Die Freude über ihren Sieg, der die Firma Clifford gerettet, war durch das Verschwinden Jollis ausgelöscht.

Hatte er nicht das junge Mädchen verlockt, hierherzukommen, die Rolle der Privatsekretärin Gloria Smiths zu spielen, und sich diesen Gefahren auszusetzen? War er nicht eigentlich der Hauptschuldige daran? Aber freilich, wer hätte an eine solche Verwicklung denken können? Ahnen, daß Rison selbst vor Gewalt nicht zurückschrecken würde, sein Ziel zu erreichen? Wer konnte überhaupt denken, daß Rison Jolli erkennen würde? Denn daß dies geschehen war, wurde Robertson zur Gewißheit.

Nur Reginald schien noch ahnungslos zu sein. Natürlich — Rison würde sich wohl gehütet haben, ihn aufzuklären...

Der eigentliche Zweck dieses abenteuerlichen Planes, Jolli hier einzuschmuggeln, war ja über alle Erwartung gut gelungen. Was Robertson im stillen gehofft hatte, war geschehen.

Reginald liebte Jolli... Wer hätte sie auch nicht lieben sollen, dieses feine, zarte und dabei so tapfere Mädchen! Welcher Mann von Gemüt und Herz hätte an ihr vorübergehen können!

Tief seufzte Robertson in seinen schweren Sorgen. Ach nein — das war ja alles in bester Ordnung — Reginald hatte sich selbst gefunden, hatte aus dem Labyrinth seiner verworrenen Jugendwege den Ausgang auf die freie Straße seines Lebens betreten... Aber wo war Jolli...?

War dieser Rison wirklich ein Verbrecher? Robertson versuchte das Bild des händereibenden Herrn Professors vor sich aufzubauen...

Für einen schlauen Fuchs, der rücksichtslos seine Ziele verfolgte, wenn er dabei nicht zu Schaden kam, hatte er ihn gehalten. Aber ein Verbrecher? Die Unterredung mit Helen Clifford im Hotel in Paris fiel ihm ein. Was hatte sie doch erzählt? Pfandleiher war er gewesen? — — Aber was bestand denn da für eine Verbindung mit der Familie Pirelle? — — Überall Rätsel! Robertson sah das Bild Helen Cliffords, das an der Wand hing, mit einem langen Blick an. Selbst sie — die immer Bereite, immer Aktive würde hier keinen Ausweg wissen.

„Man kann gegen das Schicksal nicht kämpfen — es wirft die Menschen hin und her nach seinem Belieben!" sagte Reginald in die Stille hinein. Robertson blickte auf. Sollte er ihm jetzt verraten, wer Gloria Smith in Wirklichkeit war? Sollte er ihm sagen, daß sie all dies auf sich genommen, um ihn glücklich zu machen — ach nein — das war wohl sinnlos. Es würde nichts helfen, alles nur noch bedrückender, nur noch verzweiflungsvoller machen.

Die Nacht schritt weiter. Spärlicher kamen die Anrufe der Leute, die Gloria Smith gesehen haben wollten, und denen Reginald mit immer wieder neu aufschießender Hoffnung Folge leistete.

Apathisch und völlig gebrochen, saß er in seinem Stuhl, starrte auf das nächtliche Newyork und über den Hudson...

In der Ferne blinkten die Lichter von Coney Island... Coney Island, wie weit lag dieser Abend zurück!

Die Angestellten des Cliffordhauses waren gegangen. Nur noch die beiden Negerportiers standen unten Wache. Die Autos hielten fahrbereit. Hoch oben, im 32. Stock, schimmerte das Licht aus dem Privatkontor wie ein suchendes Auge über Newyork.

Ein heftiger und selbst für Tageszeiten ungewöhnlicher Lärm ließ Reginald und Robertson zusammenfahren. Schnatterndes Schimpfen der Negerportiers, derbe Ausdrücke in Hamburger Platt dazwischen.

Ein Poltern und Schreien, als werde auf der Treppe ein Boxkampf ausgefochten. Erregte Stimmen... Flüche... Erneutes Poltern.

Ehe sich Robertson und Reginald über die Ursache des Lärms klar geworden waren, wurde — ohne Anklopfen — die Tür aufgerissen. Ein Matrose in zerrissenen Kleidern, ein blutdurchtränktes Taschentuch um den Kopf, stieß mit einer letzten Kraftanstrengung den einen der beiden Wächter, der ihn zurückziehen wollte, von sich und brach dann — überwältigt von Schwäche und der unerhörten Anspannung — mit einem Aufschrei zusammen. „Hilfe... Hilfe...!"

Robertson beugte sich über den Ohnmächtigen, während Reginald den Neger anstarrte, der in seiner hellgrauen, mit Orangestreifen besetzten Uniform ratlos dastand.

„Was gibt es denn, Tommy, was will der Mann?"

Bedächtig kraulte der Angeredete seinen Wollkopf. „Oh, Massa Solm — wir nix können dafür. — Stehen beide unten und passen auf — Kommt plötzlich diese Mann — sagt müsse Massa Solm sprechen. Schwankt hin und her — wir denken, er sei betrunken — ich sagen, Massa Solm nix zu sprechen für ihn. Er sagen, wichtige Nachricht — stößt uns beiseite — rennt durch Vorhalle — Treppe hinauf. — Wir hinterher — ihn festhalten wollen. — Er schlägt mit Faust nach uns — schreit große Lärm „Verflixte Niggers, mit euch verstehe ich umzugehen!" — Rennt weiter — wir hinterher. — Er schnell wie ein Affe — klettert am Geländer höher — uns immer wieder entwichen — immer höher. Schließlich wir ihn doch kriegen — Gibt er Billy einen Haken, daß er Treppe hinuntertrudelt wie alter Sack. Schreit: „Olle Schwattsnut!" — Sieht Schild von Kontor — reißt Tür auf — und — da is er." Robertson sah besorgt auf. „Fassen Sie mit an, Reginald. Der Mann ist nicht betrunken, sondern von Blutverlust und der Aufregung ohnmächtig."

Sie legten ihn auf die Chaiselongue.

Der Negerportier machte einen bedauernden Kratzfuß und verschwand. Robertson holte aus seiner Hosentasche ein flaches Fläschchen heraus.

„Glücklicherweise habe ich immer einen Kognak bei mir."

Der Mann schlug die Augen auf, murmelte Unverständliches. Schließlich wurde sein Blick klarer, er erfaßte seine Umgebung und richtete sich auf.

„Sind Sie Mr. Solm?" fragte er auf englisch.

„Sprechen Sie deutsch!" sagte Reginald, „ich sehe, daß Sie ein deutscher Matrose sind."

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte Fietje Stuhr alle seine Sinne wieder beisammen.

„Ich habe das Limonadengirl gesehen!"

Müde zuckte Reginald die Achseln. „Ich weiß nicht, der wievielte Sie sind, der das behauptet."

„Aber nee, mein Herr — ganz bestimmt —, in einer elenden Holzkammer in Harlem ist sie eingesperrt. Sie rief: „Hilfe — Hilfe" — auf deutsch allerdings." „Auf deutsch? Das scheint mir ein besserer Anhaltspunkt zu sein wie alle bisherigen. Erzählen Sie, Mann!"

In fliegenden Worten berichtete Fietje Stuhr seinen Kampf in der Negerkneipe. Wie er sich vorgenommen habe, mit seinen Kameraden etwas ganz Besonderes zu erleben. Wie sie durch Harlem geirrt seien, bis sie schließlich in einem Gäßchen eine Kneipe gefunden hätten, über der ein Schild „Eintritt nur Negern gestattet" prangte. Das habe ihre Neugier gereizt, und sie seien doch hineingegangen. Bald jedoch in eine Rauferei verwickelt worden. Und im Verlauf dieser Rauferei habe er das Gesicht des Mädchens entdeckt, das in Newyork überall auf den Plakaten zu sehen sei.

„Wenn eine Hoffnung ist, Robertson, so ist es diese. Weiß Gott, wie die arme Gloria in diese Spelunke gekommen ist. Aber vielleicht — vielleicht..." Er stand schon am Telephon.

„Warten Sie hier auf uns, Mann," sagte Robertson, „finden wir wirklich die Vermißte, so sollen Sie heute noch Ihren Scheck bekommen."

Fietje Stuhrs Gesicht war ein einziges Fragezeichen. „Wat denn — wat denn? Ick soll hier töwen, wenn Sie sich mit den Niggers herumhauen? Nix zu machen, Herr. Fietje Stuhr geiht mit!"

„Aber Mann, Sie schwanken ja vor Schwäche!"

„Tjä — dat giwt sich. Wenn Sie vielleicht noch son lütten aus der flachen Buttel..."

Robertson mußte lächeln. „Mann, Sie können wohl im Schlaf sehen?"

„Sehen nich, Herr, sehen nich — aber schmecken. Kognak kann ich sogar im Schlaf schmecken. Na, und was die Buttel anbelangt — die tragen sie ja alle hier flach in der Büxentasch."

Gleich darauf rasten die Autos nach dem Polizeipräsidium. Kommissar Harris empfing sie schon draußen. Die Straße war erhellt von dem Licht der Scheinwerfer zweier großer Polizeiautos und einer Schar von Motorradfahrern.

„Sie haben sie gefunden?" rief Harris voller Aufregung, als der Wagen eben hielt.

„Der Mann hier hat sie gesehen — in einer Negerkneipe in Harlem. Zu den „Drei Teufeln" soll sie heißen."

„Tjä — ick heff sie sehn — so klar, wie ick Sie jetzt sehe", bestätigte Fietje befriedigt. Er faßte Robertson einen Augenblick am Arm. „Aber nicht wahr — von den 100 000 geht doch nix ab?" Er deutete verstohlen auf die Polizeimannschaft — „s geht nämlich so wie so in drei Teile. Und schließlich — ick hol die Deern auch ganz allein aus die Niggers raus!" Drohend schüttelte er seine gewaltigen Fäuste.

Die Wagen sausten durch die Nacht. Eine Glocke am vordersten Auto schrie Platz heischend. Die Motorradfahrer zeigten den Weg. Ihre schweren Maschinen knatterten in höchster Geschwindigkeit.

Reginalds Gesicht war blaß und verkrampft. Sein Herz schlug in rasenden Schlägen. „Wenn er sich nur nicht getäuscht hat — wenn sie Gloria nur nicht weiter verschleppt haben — mein Gott — wie furchtbar — im Negerviertel von Newyork."

Er stöhnte vor unterdrückter Erregung. „Wenn diese Spur sich als falsch erweist…"

Robertson versuchte ihn zu beruhigen. „Der Mann sieht mir nicht so aus, als ob er uns blauen Dunst vormachte. Und dann — die werden uns schon helfen." Er deutete auf die hohen strammen Gestalten der Polizisten, die in eiserner Ruhe, den Karabiner zwischen den Knien, auf ihren Plätzen saßen.

Eine Falte zwischen den energischen Brauen, sah Harris ernst und entschlossen geradeaus. „Eine böse Gegend, die Altstadt von Harlem. Gar nicht zu kontrollieren. Das flutet dort auf und ab. Immer neues Volk strömt herbei. — Übrigens — heute nacht muß noch Antwort aus Paris kommen. Ich habe ein Bild von Charles Rison nach Paris gefunkt, das wir bei den Pirelle fanden."

Die Straßen wurden einsamer und verlassener. Erschrockene Gesichter starrten der Polizeistreife nach, verschwanden eiligst in den Torbögen, als vermuteten sie Gefahr für sich selbst. Die Häuser wurden verfallener. Leere Fensterhöhlen sahen wie tote Augen in die Nacht. Aus unter der Erde gelegenen Kaschemmen drang wüstes Gröhlen dunkler Stimmen.

Nun sprangen die Wagen auf holprigem Pflaster.

„Links um die Ecke — und wir sind da!" rief Fietje Stuhr. Hochaufgerichtet stand er neben Reginald im Wagen.

„Ich bitte Sie, sich zurückzuhalten, Mister", sagte kurz der Polizeikommissar. „Die Sache liegt in Händen der Polizei."

Ein Ruck — die Wagen hielten. Die Polizisten sprangen herunter.

„Den Häuserblock umstellen. Vier Mann mit mir — sechs Mann auf die Straße vor dem Hause!" Im Laufschritt wurde der Befehl ausgeführt.

Die Kneipe lag still und scheinbar verlassen. Es war drei Uhr. Ein feiner grauer Streifen lag im Osten.

Harris donnerte mit der Faust an die Tür. „Polizei! Öffnen!"

Nichts regte sich.

„Ick renn die Tür ein, lot mi mol da ran!" schrie Fietje Stuhr in höchster Erregung.

Ein Blick des Kommissars hielt ihn zurück. Auf der Gegenseite öffneten sich Fenster. Verschlafene schwarze Gesichter schlugen beim Anblick der Polizei entsetzt die Fenster zu. Türen knarrten. Neugierige, halb bekleidete Neger drängten sich auf die Straße. „Absperren — niemand durchlassen!" Knapp und laut schallten Harris Kommandos durch die nächtliche Gasse.

Ein Kreischen des Schlosses. Ein quittengelbes Gesicht — ein Mischblut, mit einem schmutzigen Schlafrock bekleidet, blinzelte verschlafen in das Licht der Scheinwerfer.

(Fortsetzung folgt.)

Ansichten und Einsichten.

Von Richard Zoozmann.

Ein Abschiednehmen ist oft fröhlicher als ein Wiedersehen.

*

Leute mit den geringsten Fähigkeiten sind meistens zu allem fähig.

*

Wer die richtige Ansicht von einer Sache hat, wird sie mit Einsicht erledigen. Gute Absicht ist oft weniger wert als Umsicht. Wer mit Vorsicht urteilt, wird es mit Nachsicht tun.

*

Das Leben gibt uns von Tag zu Tag mehr auf — und wir selber müssen dabei täglich mehr und mehr aufgeben.

*

Was dem Mut nicht glückt, gelingt oft der Frechheit.

Leiden und Träumen.

(Fortsetzung.)

Ehe er noch antworten konnte, öffnete Schwester Henny die Tür und brachte die Abendsuppe. Während sie das Gedeck auflegte, empfahl sich der Arzt.

„Bleiben Ärzte immer so lange, Schwester?"

„Er meinte wohl, weil Sie allein sind, gnädiges Fräulein. Und bei den Patienten erster Klasse —"

Richtig, sie zahlte täglich zwanzig Mark. Und plötzlich verglich Marianne den Preis ihrer Hardanger Arbeit mit dieser Summe.

Dann lachte sie.

Die Schwester sah sich erstaunt um. Sie hatte am Fenster gestanden und über den Hof gesehen. Doktor Jädicke war eben vorübergegangen, und es war ihr eingefallen, daß er heute wieder nicht zugegriffen hatte, als sie und Schwester Hedwig die Kranke vom Operationstisch hoben. Aber wann nahm Doktor Jädicke jemals Rücksicht auf die Schwestern? Und während sie das Fenster schloß, dachte sie daran, daß er sich vorhin bei der Oberin danach erkundigte, wer die neue Kranke auf Nummer 12 sei, und daß er seinen Besuch noch nie bei einer ersten Visite so ausgedehnt hatte.

Dann nahm Schwester Henny gelassen den leeren Suppenteller und setzte die Stunde für das Bad fest. Und dann war Marianne allein mit Gedanken, die wie aufgescheuchte Vögel zwischen Licht und Dunkel einherflattern. —

Marianne wußte nichts, als sie zum Bewußtsein erwachte. Zuweilen erhob sich Schwester Henny von dem Stuhl an ihrem Bett und wischte ihr den Speichel aus den Mundwinkeln. Dann fiel sie wieder in das Dämmern des Halbtraums. Einmal erschien ihre Mutter am Fußende ihres Lagers. Wie eine Vision verschwand sie. Dann kam eine Nacht ohne Traum, nur mit wunderlichen Lichterscheinungen vor den geschlossenen Lidern, und dann ein Tag, in dem die Klarheit sich verdichtete und der Halbtraum zurückwich. An diesem Tage hörte Marianne die tiefe, freundliche Stimme des Professors, und ihre Augen folgten den Bewegungen der Schwester, als die das weiße Blatt mit den feinen Quadraten vom Schrank nahm und die Fieberkurve einzeichnete.

Und die Tage folgten sich in jenem weißen Frieden, den nur Kranke empfinden, die zwischen sich und die Vergangenheit eine Kluft gelegt haben, die nun wie eine Scheidewand zwischen dem alten und dem neuen Leben steht. Sie wissen aber von dem neuen Leben noch nichts. Und alles, was aus der überwundenen Welt sie berührt, scheint verändert.

War ihre Mutter denn wirklich schon so grau und verfallen, oder sah Marianne sie jetzt anders? Sie saß täglich eine Stunde an ihrem Bett. Sie brachte ihre Arbeit mit — auch eine heimliche Lohnarbeit, nur gröber als die der Tochter — aber sie entfiel den fleißigen Fingern. Das Unerhörte geschah. Die Mutter saß müßig. Die Augen täten ihr weh, sagte sie. Diese Augen schienen der Tochter erloschen — und doch wieder voll von einem geheimnisvollen Licht, über das sie gegrübelt hätte, wenn nicht alles so wunderbar und doch so selbstverständlich gewesen wäre um sie herum.

Sie lag ganz still. Schwester Henny kam jetzt nur noch zu all den kleinen Hilfsleistungen. Sie fütterte sie wie ein kleines Kind, und eine ganze Platte mit Kosthäppchen wurde vor sie gestellt, um ihren Appetit zu reizen. Das war der Mutter erste Frage. Ob man ihr auch alles brächte, ob es ihr auch an nichts fehle? Und sie nickte befriedigt mit dem Kopfe, wenn die Tochter ihr den Speisezettel hersagen mußte.

Zur Besuchsstunde ging die Klingel so oft. Kleider raschelten durch den Korridor, unterdrücktes Lachen, teilnehmende Stimmen wurden laut. Knisterndes Seidenpapier wurde rasch von frischen Blumen genommen. Marianne lauschte all diesen Geräuschen des Lebens. Zu ihr würde niemand kommen. Sie wohnten noch nicht lange in Berlin, und sie hatten die Stadt, in der der Regierungsrat Eckardt gearbeitet hatte, gerade verlassen, um sich einem Bekanntenkreise zu entziehen, der in einer Witwe und

ihrer alternden Tochter nichts gesehen hätte, als ein lästiges Anhängsel. Der Geistliche, der jedes Jahr zur Synode kam und ein Wörtchen mitzusprechen hatte bei der Vergebung einer etwaigen Stiftsstelle, war der einzige, mit dem sie noch in Beziehungen stand — in nicht ganz selbstlosen.

Marianne wußte, daß niemand an ihre Tür klopfen würde, und sie lächelte, wenn die Schwester eins der Blumengläser nach dem andern vom Bord holte — für andere. Dann dachte sie wieder an den Veilchenstrauß der Mutter, und dann schlugen ihre Gedanken immer denselben Weg ein. Es war, als zwänge sie etwas dazu in dieser großen, ein wenig feierlichen Stille, in der sie lag. Nur der feste Schritt des Professors störte sie im Grübeln. Aber wenn er die Fiebertabelle nachgesehen und ihren Puls gefühlt, wenn seine wissenden Augen freundlich auf ihr geruht hatten — dann spann sie ihren Faden wieder fort.

Was hatte in jenem Brief an den Bruder gestanden, den sie versiegelt gefunden? Warum wurde die Mutter immer grauer und verfallener, da die Operation doch gelungen war? War es wirklich nur das Geld? Aber warum lag sie dann in dem schönsten Zimmer? Sie begriff aus dem Standesbewußtsein ihrer Kreise heraus, daß die zweite Klasse der Mutter undenkbar gewesen. Aber sie hatte von der Schwester erfahren, daß man sich auch in der ersten mehr einschränken könne.

Wollte die Mutter etwas an ihr gutmachen? Was denn? Es war doch ganz natürlich, daß der Bruder immer vorgezogen war. Das war in allen Bekanntenkreisen so gewesen. Und Franz war immer gut mit ihr gewesen. Es hatte ihm so leid getan, daß er ihr so wenig sein konnte. Wenn er für ein paar kurze Urlaubstage in Berlin war, ging er mit ihr ins Theater und lud sie und die Mutter zu Kempinski ein. Und wenn er aus Ost-Asien zurückkam, wollte er mit ihr in ein Bad gehen. In ein Vergnügungsbad natürlich. Sie solle wieder einmal tanzen, hatte er geschrieben.

Als ihr Vater gestorben, war sie zweiundzwanzig Jahre alt gewesen. Bis dahin hatte sie viel getanzt, obgleich sie kaum hübsch war. Sie hatte schon damals zuweilen Schmerzen gehabt und wäre manchmal lieber zu Hause geblieben. Aber Vater liebte das nicht. Er fand es nicht passend, daß ein junges Mädchen krank sei. Und seltsam, — es schien Marianne so, sie hätte immer nur ihres Vaters wegen getanzt, weil es nun einmal zu seiner Stellung gehörte. Es war ihr, als hätten all die Regierungsreferendare und Assessoren geradeso gedacht. Darum hatte sie auch nicht einmal die Erinnerung an eine Jugendliebe, so unpersönlich war das alles gewesen.

Nein, ihre Mutter hatte ihr nichts abzubitten. Es war alles ganz natürlich zugegangen. Die Schmerzen würden ja jetzt auch aufhören. Mutter war so ungern mit ihr zu dem berühmten Professor gegangen. Gewiß dachte sie darin wie der Vater. Aber deshalb hatte sie den Brief an Franz doch nicht versiegelt. Deshalb nicht.

Irgendwo lag ein Geheimnis, etwas, das man ihr verbarg. Jeden Tag und jede Nacht wurde es ihr deutlicher. Sie wollte den Professor fragen. Aber er stand ihr zu fern. Er war wie das Schicksal selbst. Das fragt man nicht. Oder Schwester Henny? Aber Schwester Henny, die so leichte Hände hatte und eine so sanfte Festigkeit in ihrer Stimme, würde nicht antworten. Marianne wußte das im voraus. War der Professor das Schicksal, so war die Schwester die Pflichterfüllung. Sie würde ihr nur sagen, was sie wissen sollte, nicht aber, was man ihr verbarg.

Marianne grübelte. Die ganze Vergangenheit ging sie durch, die ganze Zukunft, die Zukunft, in der sie keine Schmerzen mehr haben würde.

Aber da fiel ihr ein, daß die Mutter von dieser Zukunft nie sprach. Plötzlich standen ihre Gedanken still, als schlügen sie an eine verschlossene Tür. Und nun gab es für alles Sinnen keinen andern Weg mehr als diesen einen. War das Zufall oder Absicht? Sie nahm sich vor, die Probe zu machen, und sie war ärgerlich, daß sie sich gedulden mußte. Denn die Mutter war heute schon dagewesen und hatte ihr gesagt, daß sie morgen nicht kommen könnte. Ostern stand vor der Tür, und die Wohnung mußte rein gemacht werden. Die Aufwartefrau sollte Mariannens gewohnte Hilfe ersetzen. (Forts. folgt.)



Bunte Chronik

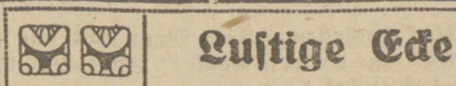
Spät bezahlte Schuld.

Wenn es sich nicht um eine Kriegsschuld auf ewige Zeiten oder eine napoleonische Pension für seine „Unsterblichen" handelt, dann ist im Alltagsleben eine Schuld nach 50 Jahren gewiß begraben und vergessen. Zumal wenn es sich um 6 Pence handelt.

Da kam vor 50 Jahren in Southampton ein kleines Mädchen zu einem Kaufmann und wollte für 6 Pence Sirup einkaufen. Aber als es bezahlen wollte, da merkte es, daß es das Geld verloren hatte. Freilich erinnerte es sich dunkel, daß das Geld in dem Topf gewesen war, in dem es den Sirup holte. Der Kaufmann sah das weinende Kind, erließ ihm das Bezahlen, machte aber zur Bedingung, das Geld zu bringen, wenn es die Münzen finde.

Vor einigen Tagen kam nun eine 60 Jahre alte Frau zu dem Sohne jenes Kaufmannes, der einst dem Kinde das Bezahlen erließ. Und die Frau überreichte dem Kaufmann 2 Schillinge mit dem Bemerken, daß sie das Geld wiedergefunden habe, das sie damals als kleines Mädchen verlor. Genau nach 50 Jahren fand sie in einer Rumpelkammer den Siruptopf wieder, löste einen gläsernen Einsatz heraus und fand unter dem Einsatz die 6 Pence.

Blitzschnell tauchten ihr die Geschehnisse vor 50 Jahren wieder vor der Seele auf. Sie beeilte sich deshalb, eine alte Schuld zu bezahlen. Zwei Schillinge gab sie, damit auch die Zinsen beglichen seien. . . .




Lustige Ecke

* **Herr Doktor.** Der Arzt heißt bekanntlich immer „Herr Doktor". Das ist derartig in das Bewußtsein der großen Masse eingegangen, daß umgekehrt jeder, der sich den ehrenvollen Titel erworben hat, von vielen für einen Mediziner gehalten wird. Da gibt es denn manche lustige Verwechslung. So wurde einst in Schleswig ein bekannter Rechtsanwalt und Doktor der Rechtswissenschaft von einer Bauersfrau, die den „Herrn Doktor" kannte, angehalten und gebeten, schleunigst mit zu ihrem Manne zu kommen, der sich die Hand gebrochen habe. „Da werde ich Ihnen nicht helfen können, liebe Frau", wehrte der Rechtsanwalt den ehrenvollen Auftrag ab, „ich bin Doktor der Rechte." — „Dann allerdings", meinte betrübt die Bäuerin, „mein Mann hat sich ja die linke Hand gebrochen."

*

* **Zweifelhafte Ehre.** Es ist manchmal ein merkwürdiger Anlaß, dem einer seinen Adelstitel verdankt. So gab es bis ins 19. Jahrhundert hinein in Venedig eine Familie „del Cane", also „von Hund". Die Herren von Hund verdanken diese Benennung einem ihrer Vorfahren, der als Gesandter seiner Vaterstadt zum Papst Clemens V. nach Avignon ging. Der Anlaß seiner Sendung war wenig erfreulich. Venedig lag im Bann und wollte sich daraus lösen. Um die stolze Republik recht zu demütigen, verlangte der Papst, daß ihm der Gesandte an einem Hundehalsband vorgeführt werde, was denn auch geschah. Dies trug dessen Nachkommen den wenig ehrenhaft erscheinenden Adelstitel ein.

*

In der Pension. „Ich habe heute eine Maus in der Speisekammer entdeckt. Was soll ich nur machen, um sie loszuwerden?"

Der hungrige Tischgast: „Schließen Sie die Tür ab, gnädige Frau, und lassen Sie sie verhungern!"

*

Enttäuschung. „Sie sind freigesprochen."

„Peinlich, ich habe schon meine Dispositionen für ein Jahr getroffen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.